

Desdemona? Was wird sie im Unglück? Dies betrachtend, spüren wir vielleicht den Sinn und Willen dieser Handlung auf.

Was ist Othello? Er wird uns nicht angenehm geschildert. Einen schwarzen Bock, einen Hengst nennen ihn die Venetianer, „grauenvoll, nicht wonnig“. Wider die Natur scheint es allen, daß er geliebt wird. Böse Ränke, Zauber, blutaufragende Mixturen müssen Desdemona bethört haben: „denn ohne diese konnte die Natur, da sie nicht blind ist, stumpf und lahm von Sinnen, unmöglich sich so widersinnig irren“, sagt Brabantio, der doch sein Freund ist — „ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein, erforschte die Geschichte meines Lebens von Jahr zu Jahr.“ Sogar den Herzog, dem der Retter aus der Noth der Stadt ja wert sein muß, sehen wir vor dem Greuel dieser Ehe erschrecken; man merkt es ihm an, wie schwer ihm die Worte werden; „wo nichts mehr hilft, kann auch der Gram nichts nützen“, das ist der ganze Trost, den er hat. Sie können eben alle nicht vergessen, daß dieser Held von einer fremden, wilden Rasse ist, die in die Zucht edlerer Sitten nicht taugt; wie viel sie ihm auch schulden, er bleibt ihnen zuletzt doch immer ein Barbar, nicht viel besser als ein Thier. Man bemerke, daß er selber auch nicht anders von sich denkt: er kennt die „Sünden seines Blutes“, er hat Angst, „das Chaos kehre wieder“. Man sehe ihn, wie demüthig, fast scheu er sich vor dem Senate trägt, immer als ein Bittender und Gehorchender, wo er doch fordern und befehlen könnte. Sonst ist er stolz, von königlicher Abkunft weiß er sich, in seinem Volke würde er keinem nachstehen. Aber dem Zauber dieser helleren Menschen fühlt er sich unterthan, hier beugt er sich vor dem Letzten: denn sie sind ein besseres Geschlecht. Darum zieht er den zierlichen Cassio dem kriegerischen Iago vor: er verehrt die Sitte. Darum liebt er Desdemona: alles, was ihm selber fehlt, liebt er an ihr. Aus seiner schlechten Rasse möchte er fort; in diese mildere Welt möchte er eintreten. Seiner Thaten eingedenk lassen sie ihn ein; er darf Desdemona heimführen. Was würde nun aus ihm werden? Der Krieg ist aus, das Meer hat die Schiffe der Türken verschlungen, er kehrt zu seinem Weibe zurück. Da hat er ein tiefes Wort der Furcht: „Müßst' ich jetzt sterben, wär' es ein Moment zugleich des höchsten Glückes; denn ich fürchte, so ganz von Seligkeit ist meine Seele, daß ihr die dunkle Zukunft gleiche Wonne nicht bieten wird.“ *ἄμην ἐξεν* nannten die Griechen, was er hier fühlt: nun kann sein Leben nicht mehr ansteigen. Bis über die Grenze seiner Rasse ist er gegangen; weiter darf kein Mensch. Was könnte noch aus ihm werden? Nun würde die große Zähmung beginnen. Der Krieg ist aus, kein Feind droht, er darf seine wilden Sitten vergessen. Nun lockt es ihn, den Venetianern gleich zu werden. Seines unberrschten Wesens wird er sich jetzt schämen; ihren edlen Anstand, den Takt, die Anmuth ihrer eleganten Art möchte er annehmen. Wie Cassio möchte er werden, wie diese „reichen, gelockten Lieblinge Venedigs“. Dann erst würde er seines Glückes würdig sein. Wird es ihm gelingen? Ist es wahrscheinlich, daß aus einem wilden Mohren, dessen „Jahre schon bergab gehen“, so schnell ein Cavalier werden kann? Und wenn es ihm selbst gelänge, was würde er dann am Ende sein? Ein Venetianer, wie tausend andere sind. In seiner Rasse ist er der erste gewesen, von der größten Schönheit, die ihre rauhe und thierische Art zuläßt; in dieser Welt würde er unter den letzten sein. Seine Schönheit hätte er verloren, ohne doch von ihrer Schönheit mehr als einen leisen Schimmer zu gewinnen. Da kommt Iago. Was thut Iago eigentlich? Den eingeschlaferten Tiger weckt er in Othello auf. Seine angeborene Schönheit gibt er ihm zurück. Nun „kehrt das Chaos wieder“. Nun fällt die falsche Sitte von Othello ab, nun schütteln sich seine alten Instincte los, nun ist er wieder das Thier, das schnaubende, ungeheure und grandiose Thier! Nun hat er jene prachtvollen Töne und Geberden der Wuth: „O daß der Schurke tausend Leben hätte! Eins ist zu arm, zu schwach für meine Rache!“ — „O, über mein Gedächtnis kommt's wie Raben über Häuser, wo die Pest herrscht, unheilverkündend allen!“ — „Ich möchte ihn neun Jahre lang morden.“ — „Wär jedes Haar auf seinem Haupt ein Leben gewesen, meine große Rache hätte alle verschlungen!“ Wie klein sind daneben jetzt alle Venetianer! Jetzt ist er wieder der Einzige! Ohne Iago wäre er ein verliebter Oek geworden, kläglich, fast lächerlich. Iago zwingt ihn, die ganze Schönheit seines wilden Wesens herzugeben.

Dasselbe gilt von Desdemonen. Otto Ludwig hat gesagt: „Ihre Schuld ist eine unbewußte. Warum hat dennoch ihr furchtbarer Untergang nichts gräßliches? Ich glaube, weil das Leiden ihr Anlaß gibt, eine so vollendete Seelenschönheit zu zeigen, daß man die Ursache, das Leiden selbst, darüber vergißt, ja ihm dafür dankt.“ Danken, das ist das Wort; danken müssen wir der Bosheit Iagos; danken sollte ihm Desdemona. Ohne Iago wäre sie eine liebe, süße, ein bißchen listerne Venetianerin geblieben, wie die anderen. Durch Iago wird sie jene holde Statue der gütigen Unschuld. Weinend wird sie erst schön; darum leiden wir nicht, wenn sie weint, sondern freuen uns und wünschen ihr, daß sie noch mehr weine, um noch schöner zu werden.

Also, bedenken wir, was Othello und Desdemona ohne Iago wären und was sie durch Iago werden, so müssen wir eingestehen, daß Iago, der Böse, der schlechtweg Böse, eigentlich der gute Engel ihrer Schönheit ist. Wie schlecht er es ihnen meinen mag, er dient doch nur ihrem Heile. Nun thut sich uns erst der Sinn des Tragi-

schens auf. Ist es denn nicht seltsam, daß es Menschen ein „Bergnügen“ macht, zuzusehen, wie Menschen „leiden“? Was wir im Leben nicht aushalten könnten, eben damit lockt uns die Tragödie an; der Schmerz, den wir fliehen, ist die Lust, die sie uns verspricht. Den Schmerz des Lebens will sie uns verehren, ja lieben lassen. Klagt der Held oben, wie böse das Leben ist, so will sie, daß wir unten jauchzen sollen: Nein, herrlich ist es, denn es führt dich ja zu deiner Schönheit hin! Den amor fati will sie verkündigen. Die „Helden“ des Shakespeare sind immer Leute, die uns gern ihre Schönheit schuldig bleiben möchten, aber das Schicksal läßt es nicht zu, sondern zwingt sie, zum Äußersten ihres Wesens zu gehen, bis dieses seine reinsten Töne, seine mächtigsten Geberden hergeben muß. Sie wehren sich, sie wehklagen, sie rufen unser Mitleid an; wir fühlen mit ihnen, wir möchten nicht an ihrer Stelle sein, wir fürchten uns; aber die Tragödie gibt nicht nach, bis sie uns auf die Seite des Schicksals gebracht hat, bis uns das Leiden wohl thut, bis wir wünschen, daß es nicht einhalten und niemanden verschonen möge, ja sogar uns selber nicht.

Wo ist da nun der „Pessimismus“, den die Biographen von Shakespeare wollen? Nein, darf man schon in unseren verblassten Worten von ihm reden, so müßte man ihn den großen Optimisten heißen, freilich nicht von jener vertuschenden, beschwichtigenden, sich aus den Schrecken wegschleichenden Art der schlechten Nerven, sondern einen von gewaltiger Tapferkeit, der ins Elend der Menschheit gesehen und es sich zur Freude angeeignet hat. Einen Optimismus der ästhetischen Gerechtigkeit könnte man ihn nennen. Ihm ist das Schicksal keine finstere Gewalt, sondern er weiß, daß es jeden Menschen seiner inneren Bestimmung zuführt, schön zu sein. Manche haben die Gabe, schön zu lachen, ihnen streut es Blumen auf den Weg; andere die Gabe der Thränen, ihnen muß es Schmerzen schicken; Vielen ist es verjagt, sich im Guten zu entfalten, in der Sünde blühen sie erst auf, sie stiftet es zu Verbreehen an. Immer will es jedem Menschen die höchste Schönheit entlocken, deren er fähig ist; früher ruht es nicht. Wir sollen ihm nicht widerstehen wollen. Was nützt es uns, das Leiden zu scheuen, wenn wir es doch brauchen, um zu unserer ganzen Schönheit zu gelangen? Darum lerne jeder, wie Hamlet vom Horatio sagt: „Stöß' und Gaben vom Geschick mit gleichem Danke nehmen.“

Hermann Bahr.

Bücher.

G. de Molinari: „Comment se résoudra la question sociale?“. Paris 1896. Guillaumin & Co.

Frankreich hat spät und nur zögernd die Bahn sozialer Reformen betreten und ist noch heute diesbezüglich anderen Ländern gegenüber sehr im Rückstande. Das kann uns nicht Wunder nehmen angesichts der entschiedenen reformfeindlichen Gesinnung, welche die oberen Classen bei jeder Gelegenheit bekunden. Diese Geistesrichtung ist zum nicht geringen Theile durch die in Frankreich herrschende Schule der politischen Oekonomie verursacht, welche noch immer die des Smithianismus ist. Während Deutschland, Desterreich, Italien, die Vereinigten Staaten und England in voller Arbeit sind, neue That sachen ans Licht zu schaffen und — auf diese gestützt — eine bessere Erkenntnis des Wesens der sozialen Erscheinungen zu erzielen, verharret die Mehrzahl der französischen Volkswirte auf dem Standpunkte des unfruchtbarsten Apriorismus. M. Bloc und die anderen führenden Vertreter der ökonomischen Wissenschaft in Frankreich gleichen jenem englischen Fachcollegen und Zeitgenossen Ricardos, der einen Chemiker bedauerte, weil dieser in einem dumpfigen Laboratorium arbeiten müsse, während der Nationalökonom, in lustigen Gainen luftwandelnd, ewige Wahrheiten finde könne. G. de Molinari, der bekannte Schriftsteller und Chefredacteur des angesehenen „Journal des Economistes“, glaubt peripatetisch solche Wahrheiten gefunden zu haben, und beizt sich, uns dieselben in seinem neuesten Werke mitzutheilen. Dessen Gedankengang ist der folgende: Seit einem Jahrhundert ist das Budget der civilisierten Staaten enorm gewachsen. Zwei Ursachen haben dies bewirkt. Die eine ist die künstliche Verlängerung des Kriegszustandes der Nationen, die andere ihr politisches Parteilieben. Obzwar für die Nationen der Krieg längst die Existenzberechtigung verloren hat und der internationale Kampf uns Dasein nur mehr die mildere Form des industriellen Wettbewerbes annehmen sollte, hat man bis in die neueste Zeit — oft unter nichtigen Vorwänden — Kriege geführt und bis auf den heutigen Tag gezögert, den „bewaffneten“ Frieden durch einen weniger kostspieligen zu ersetzen. Die materiellen Opfer, welche zur Aufrechterhaltung dieses Zustandes erforderlich sind, werden durch diejenigen vermehrt, welche aus dem politischen Schacher resultieren. Jede Partei ist bestrebt, sich der Verwaltung des Landes zu bemächtigen, weil jede Regierung — rechtlich oder doch thatsächlich — in der Lage ist, Macht und Reichthum zu vertheilen. Wenn es den politischen Führern gelungen ist, das Ziel zu erreichen, dann müssen sie ihre Wähler entsprechend belohnen. Das geschieht vor allem dadurch, daß ein Theil der Anhänger mit Staatsämtern bedacht wird, die wegen ihrer Sicherheit den privaten Beschäftigungen zumeist vorgezogen werden. Da man aber diejenigen, welche schon im Amte sind, nicht ohne weiteres beseitigen kann, erübrigt nur die Schaffung neuer Stellen mit neuem Wirkungsbereiche. So erklärt sich — nach Molinari — die stetig wachsende Ausdehnung der Staatstätigkeit und die übermäßige Höhe der öffentlichen Lasten. Erstere hat die Entwicklung des selfgovernment behindert, durch letztere ist die Bevölkerung verarmt, und so entsand der unerfreuliche kritische Zustand, in dem wir uns gegenwärtig befinden. Zur Abhilfe fordert Molinari zunächst einige Kleinigkeiten: Abrüstung und internationale Schiedsgerichte. Dann muß die Regierung gezwungen werden, ihre Thätigkeit auf dasjenige Gebiet zu beschränken, welches allein der Natur des Staates entspricht: sie